

Ziemlich harte und scharfhäutige Brocken

Geld, Geist und Kunst: Hermine Wittgensteins „Erinnerungen“ machen mit einer besonderen Wiener Familie näher bekannt, die eigenwillige und auch sehr berühmte Figuren hervorbrachte.

S o eine Flucht wäre aber für meine Schwester das Allerumöglichste gewesen.“ Das ist unüberhörbar ein Thomas-Bernhardt-Satz. Wenn auch einer, der nicht bei Bernhard steht. Obwohl er tatsächlich eine Verbindung unterhält zu dessen Texten, denn er findet sich in den Erinnerungen an eine Familie, auf die Bernhard öfter zurückkam. Niedergeschrieben hat ihn Hermine Wittgenstein, ältere Schwester des Philosophen Ludwig und des Pianisten Paul.

Die Schwester, die sich nicht in die Flucht treiben ließ – nämlich von den Hindernissen beim Spendensammeln in den Vereinigten Staaten für ein Kinderhilfswerk in Österreich nach 1918 –, ist Margaret Stonborough-Wittgenstein, für die Ludwig wenige Jahre später das berühmte Stadthaus in der Wiener Kundmannngasse baute.

Die „Familienerinnerungen“ Hermine Wittgensteins sind kein ganz unbekannter Text. Einige Passagen aus ihnen sind insbesondere in Darstellungen des Lebens von Ludwig eingegangen. Vor allem über das biographische Interesse an einem der hervorstechendsten Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts kam die gesamte außergewöhnliche Familie in den Blick. Vor einigen Jahren erschien eine erste, wenn auch ziemlich missgückte Familiengeschichte (F.A.Z. vom 17. September 2009). Eine Auswahl von Briefen, die unter den Familienmitgliedern gewechselt wurden, liegt seit längerer Zeit schon vor, auch Tagebücher von Hermine.

Die „Familienerinnerungen“ schrieb Hermine, ältestes der acht Geschwister, und damals bereits siebzig, von 1944 an nieder, zuerst noch in Wien, nach den ersten Bombenangriffen der Alliierten auf der Hochreit, dem Landhaus der Familie in den Voralpen, mit dem Näherrücken der Ostfront dann in Gmunden am Traunsee, in Margarets „Villa Toscana“, schließlich wieder auf der Hochreit. Gedacht waren sie für die weitverzweigte Familie, unter deren Mitgliedern sie in Typoskript-Kopien weitergegeben wurden.

Die „Erinnerungen“ nehmen den Faden der Familiengeschichte bei den Großeltern väterlicherseits auf, deren Sohn Karl dann in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts der Aufstieg zum österreichischen Stahlmagnaten und einem der reichsten Männer der Monarchie gelingt. Hermine und ihre Geschwister erben 1913 von ihm riesige Vermögen. Dass Ludwig auf seinen Erbteil schließlich verzichtet, ist eine von vielen Eigensinnigkeiten, mit denen die Geschwister aufwarten und die einem, je mehr man über diese Familie liest, desto weniger wundernehmen. Nicht deshalb, weil man die Charaktere klar vor sich hätte, dafür sind die „Erinnerungen“ viel zu lückenhaft, auch zu anspruchslos geschrieben. Aber trotzdem meint man mit ihnen ein klein wenig besser verstehen zu können, in welcher Nährlösung die „ziemlich harten und scharfhäutigen Brocken“ entstehen, als die Ludwig einmal in einem Brief an Hermine die Geschwister beschreibt.

Die überlebenden Geschwister, wie man gleich hinzufügen muss, denn von den zwei oder vielleicht sogar drei Brüdern, die ihrem Leben in jungen Jahren ein Ende setzten, ist in den „Erinnerungen“ fast gar nicht oder nur in Andeutungen die Rede. Ein Regime hoher Ansprüche an sich selbst, das seine schneidenden Seiten hatte, gehörte zur Familientradition, aber auch das Eintauchen in Kunst, insbesondere in die Musik. Das Palais Wittgenstein war eine der ersten Adressen des reichen musikalischen Lebens in Wien, Karl Wittgenstein ein großzügiger Förderer von Musikern und bildenden Künstlern, Hermine als sein „Kunstdirektor“ mit Erwerbungen beschäftigt.

Die vielfältigen mazenatischen und karitativen Aktivitäten der Familienmit-



Wie gemalt auf der Hochreit, dem Landgut, das Karl Wittgenstein 1894 erwarb – die Schwestern Margarethe, Hermine und Helene

Foto Wittgenstein Archive/Trinity College, Cambridge

glieder änderten nichts daran, dass die Geschwister nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 plötzlich als Juden galten, weil drei ihrer Großeltern aus jüdischen Familien stammten. Am Tag nach dem Einmarsch der deutschen Truppen ist das von Hermine mit großem persönlichem Einsatz geführte Jugendheim bereits als Quartier der Hitlerjugend in Beschlag genommen. Ein überstürzter Plan, sie und ihre Schwester Helene außer Landes zu bringen, hätte fast fatale Folgen gehabt. Dann geht man den Weg, den Schwes-

tern den Schutz vor Verfolgung – über Zuteilung der „Mischlingseigenschaft“ – durch Überlassung von Teilen des im Ausland angelegten Vermögens zu erkaufen, in langwierigen, bis wenige Wochen vor Kriegsausbruch sich hinziehenden Verhandlungen mit Stellen der Deutschen Reichsbank in Berlin, die diese Erpressung abwinkeln.

Die „Familienerinnerungen“ geben von diesen Unterhandlungen einen recht detaillierten Bericht. Sonst ist über die Jahre nach 1938 wenig zu erfahren, nur eingeschobene „Zwischenblätter“ markie-

ren den Zeithintergrund der betagten Schreiberin, die Bombardierungen, das Vorrücken der alliierten Fronten, schließlich die Befreiung Österreichs. Hermine Wittgenstein starb nur fünf Jahre später, nachdem sie ihrem Manuskript noch Erinnerungen an ihre Tanten und Onkel angefügt hatte.

Der Band, von der Herausgeberin mit einem stattlichen Kommentar versehen, ist Auftakt zu einer Edition von Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlass von Margaret Stonborough-Wittgenstein, die das Innsbrucker Brenner-Ar-

chiv erworben hat. Das Bild dieser Familie, die so beeindruckende Figuren hervorbrachte, wird also an Facetten noch weiter gewinnen. HELMUT MAYER



Hermine Wittgenstein: „Familienerinnerungen“. Hrsg. von Ilse Somavilla.

Haymon Verlag, Innsbruck 2015. 542 S., Abb., geb., 29,90 €.

Schießbefehl auf Katholisch

Álvaro d’Ors liefert Steilvorlagen für Despoten

Das katholische Naturrecht gleicht dem Manna in der Wüste: Fast jeder findet darin die geistige Nahrung, die ihm zugesagt. In seiner heutigen kirchenoffiziellen Lesart, mit dem Bekenntnis zu Menschenwürde und Menschenrechten, erscheint das Naturrecht sogar einem religiös unmusikalischen Denker wie Jürgen Habermas beachtenswert.

An seinen älteren Ausprägungen labt sich hingegen die innerkirchlich nach wie vor einflussreiche Gruppe der Traditionalisten. Dieser Personenkreis wird vermutlich seine Freude an dem Traktat des 2004 verstorbenen spanischen Rechtsprofessors Álvaro d’Ors haben, mit dem er immer für reaktionäre Provokationen gute Karolinger Verlag die literarische Welt beglückt. Allen anderen dürfte die ihnen von d’Ors gereichte Speise hingegen im Hals stecken bleiben.

Der Essay heißt „Gemeinwohl und Öffentlicher Feind“. In diesem Titel werden die Bezugspunkte deutlich, um die das Denken des Spaniers kreist: zum einen die klassische Staatszielbestimmung des *bonum commune*, zum anderen das Werk von Carl Schmitt, mit dem d’Ors eine langjährige Freundschaft verband. Beide Einflusstämme treffen sich im dezidierten Antidualismus des Verfassers. Dieser entlädt sich in einer erbitterten Polemik gegen die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“, die, wie d’Ors befindet, „in nichts mit dem Naturrecht der Zehn Gebote übereinstimmt“.

Erstens seien menschliche Übereinkünfte von vornherein nicht dazu imstande, gültige ethische Prinzipien her vorzubringen. Zweitens seien die göttlichen Gebote auf ein Gehorchen ausgerichtet und nicht zur Begründung innerweltlicher Rechtspositionen bestimmt. Drittens gäben die Menschenrechtsdeklarationen sich mit illusionären und demagogischen Forderungen wie derjenigen nach Chancengleichheit ab, während sie es tunlichst vermeiden, das bürgerliche Fundamentalinteresse schlecht hin, das Bedürfnis nach Sicherheit, auch nur zu erwähnen.

Von den eigenen Ausführungen des Autors kann man Letzteres nicht behaupten. Ihre gesamte zweite Hälfte ist dem natürlichen Recht auf kollektive Selbstverteidigung gegen Angriffe aller Art gewidmet. Die Neigung zur Weichspülung von Straftaten und zur Verhätelung von Straftätern, wie sie nach seiner Auffassung kennzeichnend für demokratische Gesellschaften sind, ist d’Ors dabei fremd. Von der Todesstrafe, die er ausdrücklich als „eine Modalität legitimer Verteidigung“ bezeichnet,

über die Erklärung der Ehrlosigkeit des Täters bis hin zur Prügelstrafe, von der d’Ors sich „für geringfügige Kriminalität bei Krawallen und ähnlichem“ eine besonders heilsame Wirkung verspricht, enthält seine Version des göttlichen Naturrechts ein Arsenal an Reaktionsformen, das ihm die ewige Dankbarkeit eines jeden Despoten, solange dieser nur fleißig die Messe besucht, sichern dürfte.

Eine besonders perfide und gefährliche Form des Angriffs auf die kollektive Identität eines Volkes erblickt d’Ors in der wahllosen Einwanderung landesfremder Gruppen. Da der massenhafte Transfer von Menschen aus ihrem eigenen Territorium in ein fremdes eine Invasion darstelle, die Verteidigung gegen eine Invasion aber ebenfalls zum Naturrecht gehöre, dürfe die aufnehmende Gesellschaft sich dagegen präventiv zur Wehr setzen. „Wie wenig humanitär diese vorbeugenden Maßnahmen erscheinen mögen, sind sie doch allemal den feindseligen Konflikten vorzuziehen, die dadurch vermieden werden können.“ Hat die AfD mit d’Ors endlich ihren Haus- und Hofphilosophen gefunden?

Zu den abstoßendsten Zügen des traditionellen katholischen Antidualismus gehört sein Antijudaismus. Auch d’Ors legt sich in dieser Hinsicht keine Zurückhaltung auf. Nicht nur erklärt er die Judenpolitik der Nationalsozialisten zu einer Abwehrmaßnahme gegen die zuvor erbitterte Kriegserklärung von Seiten des internationalen Finanzjudentums. Auch in der Praxis des Genozids sieht er eine genuin jüdische Tradition am Werk: Habe es das Volk Israel ausweislich der Schilderungen des Alten Testaments mit seinen Feinden nicht genauso gehalten?

Schlechte und ärgerliche Bücher gibt es wie Sand am Meer. Warum sich also darüber aufregen, dass ihre Zahl wieder um eines gewachsen ist? Die Antwort lautet: weil ein Christ so nicht schreiben sollte. Es geht da nicht um die Lust an einer wider den Stachel der politischen Korrektheit löckenden intellektuellen Provokation, sondern um eine Frage des religiösen und kulturellen Anstandes. Der Traktat von d’Ors hätte uns erspart werden sollen. MICHAEL PAWLIK



Álvaro d’Ors: „Gemeinwohl und Öffentlicher Feind“. Hrsg. von Wolfgang H. Spindler. Aus dem Spanischen von Dominika Geyder und Wolfgang H. Spindler. Karolinger Verlag, Wien 2015. 128 S., geb., 19,90 €.

Schon wieder von der Geschichte betrogen

Kurt Drawerts neue Essays und sein Wenderoman „Spiegelland“

„Wie wurde aus dem wütend besessenen Schreiber, der die Texte um die Spirale seiner Befindlichkeit dreht und sie damit an sich und seine Privatwelt bindet, der Künstler, der seine Stoffe so weit von sich fernhalten kann, dass er dahinter als Künstler verschwindet und etwas besonderes Allgemeines schafft?“ Fragen wie diesen geht der 1956 geborene Kurt Drawert im Essay „Emma – Ein Weg“ nach. Diese Frankreich-Reise auf den Spuren von Flaubert und dessen „Madame Bovary“ eröffnet „Was gewesen sein wird“, eine Sammlung von Drawerts Essays, Reden, Interpretationen und Reiseberichten aus den Jahren 2004 bis 2014.

Wer Drawerts poetologische Studie „Schreiben – Vom Leben der Texte“ (2012) gelesen hat, begegnet in den neuen Essays abermals diesem psychoanalytisch geprägten Blick auf Literatur und Gesellschaft. Dazu gehören die Annahmen einer engen Verzahntheit von Text, Körper und Sprache und dass Literatur dort ihren Ort finde, wo sie sich durch die Sprache an etwas dauerhaft Abwesendes anzunähern versucht. Drawerts Flaubert-Essay fördert auf dieser Grundlage erstaunliche Einsichten zutage und ist ein guter Einstieg auch für diejenigen, die das Werk des Franzosen entdecken wollen. Auch Aufsätze wie „Diktatur der Sprache, Sprache der Diktatur – Elf Versuche zu Viktor Klemperer“ oder „Kafka lesen“ zeigen Drawert als präzisen Analytiker, der Zusammenhänge zwischen einer bestimmten Weise literarischen Sprechens und einer speziellen gesellschaftlichen Verfasstheit offenlegt.

Die anhand der Person Flauberts diskutierte Frage nach der Genese des Künstlers kann aber auch als Leitfrage beim Blick auf Drawerts eigenes Schreiben dienen. Seinen autobiographisch grundierten Romanerstling „Spiegelland“, erstmals 1991 bei Suhrkamp erschienen, hat nun der Wiesbadener Luxbooks-Verlags in durchgesehener, erweiterter Form und ergänzt um einen Apparat neu herausgebracht.

Der ursprünglich gewählte Untertitel „Ein deutscher Monolog“ bezeichnet, was zugleich Problem und Faszinosum von „Spiegelland“ ist, das die Geschichte einer Dichterwerdung erzählt: Der monologische Text, dessen Titel auf Lacan, Lewis Carroll, das Märchen von Schneewittchen und den Narzissmus anspielt, rechnet voller Wut mit dem Vater und dem Großvater als Mitläufer in DDR-Sozialismus und Nationalsozialismus ab. Er schwankt zwischen beschreibendem und reflektierendem Sprechen. Mal ergänzen sich Episodisches und Thesenhaftes, dann wieder scheinen sie sich gegenseitig zu verdrängen. Der Erzähler, der seine So-



Kurt Drawert

Foto Rainer Wohlfahrt

zialisierung in der DDR schildert, will in seinem Monolog die Zeitläufte reflexiv durchdringen, die er als Ergebnis gesellschaftlicher Diskurse begreift. Er will sich hinausstreben aus einem erstarrten sprachlichen System, das eine menschenverachtende Ideologie weiterträgt.

Der Wunsch des Erzählers, „die Dinge zu verlassen, die man um sich herum aufgebaut hat, das Bild zu verlassen, das sich die anderen von einem machen und dem man aus Gewohnheit entspricht“, ist zu nächst trotzige Rebellion in Form von wütendem Schweigen. Die Sprache, die das Kind von den Eltern gelernt hat, entlarvt der sensible Junge als unbrauchbar. Und seine Erinnerungen an die Versuche der Eltern, ihn durch Sprache zu disziplinieren, haben nicht selten etwas Tragikomisches: „Diese Schwierigkeit mit den Worten. Ich war aber auch ein zu blödes Kind. Der Nachbar schloss seinen Geräteschuppen auf, drehte sich zur am Gartenzaun jätenden Mutter. Ist es denn mit dem Lesen und Schreiben schon etwas besser geworden? Naja, stöhnte sie, wir üben gerade hundertmal ‚Arbeiter- und Bauernstaat‘ und ‚Revolution‘.“

Im Versuch des Erzählers, schreibend zu einer Sprache zu finden, die falsche Ideologien überwindet, bewegt sich der Roman weit aus konventionellen Erzählmustern hinaus. Einsamkeit und Ausgesetzttheit des Erzählers gehen auf den Leser über. Bisweilen stellen sie hohe Anforderungen an dessen Einfühlungsvermögen und Vorstellungsvermögen. In der ihm von Drawert zugeordneten Rolle als „Ohr des Vaters“ bleibt im Leser „die Antwort auf die Frage des Schreibenden begraben. Aber sie ist, was der Schreibende nicht weiß, auch wieder nur eine Frage.“

Es ist nicht leicht, dieser komplexen Wucht des Sprechens lesend beizukommen, die befremdlich und plausibel zugleich ist, indem sie dem Leser genau das abverlangt, was der Erzähler von sich selbst fordert. Drawerts Text postuliert, dass die Revolution in Ostdeutschland keine echte Wende mit sich bringen konnte, sondern eine von Anfang an zum Scheitern verurteilte gewesen ist, da sie „die Sprache des Systems nicht verließ und lediglich versuchte, sie umzukehren, so dass das System kein gestürztes System, sondern ein lediglich umgekehrtes System geworden ist“.

Das Verkehrte, so zeigt „Spiegelland“, bleibt verkehrt, wenn man seine Ursachen nicht ergründet, selbst wenn man es vom Kopf auf die Füße stellt: „Der gute Politiker war nun mehr der schlechte Politiker, der Revolutionär der Oppositionelle, die stolzen Väter wurden gebrochene Väter wie die gebrochenen Söhne stolz ihre Väter verließen, und der Entnazifizierung folgte die Entstalinisierung, die Begriffe lösten einander ab nach einer Mechanik, die gleich blieb, für eine Generation bekommt das Leben einen Bruch, für eine ältere Generation einen doppelten Bruch, die einen fühlen sich zum ersten Mal von der Geschichte und ihren Führern betrogen und die anderen werden abermals von der Geschichte und ihren Führern betrogen werden.“

Dem Autor aber geht es angesichts dieser Situation zweifellos darum, schreibend die Sprache des Landes in eine Sprache der freien Denkenden und Sprechenden zu wandeln. Oder, in den Worten des Erzählers: „Die Sprache ist das einzige Medium, durch das sich Erfahrungen machen und Erkenntnisse finden lassen können. Nur durch sie entgehen wir der rohen Natur und ihrer gnadenlosen Linearität.“ BEATE TRÖGER

Kurt Drawert: „Was gewesen sein wird.“ Essays 2004 bis 2014.

Verlag C. H. Beck, München 2015. 295 S., geb., 22,95 €.

Kurt Drawert: „Spiegelland“. Roman. Prosa und Material.

Luxbooks, Wiesbaden 2015. 600 S., br., 24,80 €.

Wie Max Stolprian wieder einmal zu kurz gekommen ist

Namen sind Glückssache. Eine Geschichte, deren Hauptheld Balz heißt, kann eigentlich kaum enttäuschen. Matthias Zschokke lässt den Sonderling ein kuriose Werbungsschreiben aufsetzen und auch noch Eheglück erfahren, allerdings nur bis zum 53. Lebensjahr. Länger hat der lebensplanende Beamte nicht vorausgesehen, und ab jetzt geht alles schief. Präsentiert wird die Geschichte unter der Rubrik „Verliebt, verlobt, verheiratet usw.“ und durch den Kolumentitel „Brautwerbung heute“ in Kontrast gesetzt zu einem fast 200 Jahre älteren Text von Heinrich Zschokke. „Max Stolprian“ erzählt von einem völlig missglückten Versuch des Anbandelns, wobei der Name des Helden wörtlich zu nehmen ist – „Brautwerbung einst“ eben.

Verantwortlich für die gewitzte Anordnung ist der Verleger Gerd Haffmans, der 119 ganz unterschiedliche Texte zu einem mächtigen Compendium der „komischen deutschen Erzähler“ zusammengestellt hat. Man stößt auf viele Säulenheilige des Haffmans-Kosmos, auf Eckhard Henschel etwa mit seiner Erzählung „Im Puff von Paris“, auf Arno Schmidt natürlich oder auf Frank Schulz. Die Auswahl ist durchgehend subjektiv und soll „keine Art von Kanon komischer deutscher Literatur“ vorstellen, sondern „einige Piceen aus einem Leserleben“ präsentieren. Auch wenn man den Begriff der Komik sehr weit fasst, bleibt es einigermaßen rätselhaft, wieso der pedantische Eckermann gleich mehrmals auftreten darf, ein Humorist wie Jean Paul aber Haffmans offenbar fremd geblieben ist. Originell ist in jedem Fall die Auswahl und Anordnung, die einer Art von Lebenslauf, angereichert mit speziellen Themenkapiteln, folgt. Und so schreibt man von der Kindheit über Jugend und Leidenschaft den menschlichen Kreis bis zu den letzten Dingen aus, nicht ohne schon zuvor durch eine Schöpfungsgeschichte ex negativo aus der Feder von Ludger Lütkehaus geerdet zu sein.

Der Begriff „Erzähler“ ist hier in seinem gedehnten Sinn zu verstehen. Anekdotisches und Essayistisches sind ebenso erlaubt wie Bildergeschichten von Wilhelm Busch. Und dessen wortloser Beitrag „Die gestörte, aber glücklich wieder errungene Nachtruhe“ schlägt in puncto Komik die zahlreichen Heinz-Erhardt-Einschübe um Klassen – ohne Erhardts Stimme wirken die Texte doch recht schal. Komik, das zeigt sich nicht nur hier, ist eben nicht nur subjektiv, sondern lebt auch von der Darbietung. THOMAS MEISSNER

„Die komischen deutschen Erzähler“. Herausgegeben von Gerd Haffmans. Haffmans Verlag bei Zweitausendeins, Leipzig 2015. 650 S., geb., 19,– €.